

Nachtfahrt

Es ist gerade drei, als ich noch wachliege. Denke, ich müsste mir die Nacht zu Eigen machen, denke, es sei verschwendete Zeit zu liegen, wenn man nicht schläft. Man sollte tätig bleiben, sonst kommen Gedanken, nehmen einen an die Hand und man muss ihnen nachgehen. Ich sitze auf dem Sofa, das wenn ich zu Besuch bin, zum Bett wird. So wie es damals, als alle Geschwister noch im Viertel wohnten, tagsüber ein Sofa in einem Wohnzimmer war und nachts zum Bett aufgeklappt, das Wohnzimmer zum Schlafzimmer unserer Mutter wurde. Vor ein paar Stunden saß ich mit der jüngsten Schwester und der Mutter auf dem Sofa, mit dem Abendessen auf den Schößen und dem Fernseher auf niedriger Lautstärke, damit wir gut drüberreden konnten. Wir wissen doch, was gesagt wird in diesem Fernseher und die Handlung kommt niemals überraschend daher. Aber wir diskutieren, ob das realistisch ist. Ob es Sinn macht, ob wir uns entschließen der Handlung zu glauben. Das meiste glauben wir nicht. Damit wir aber unsere Zeit nicht verschwenden, legen wir ein gutes Wort ein. Trotzdem schauen wir der Fläche des Apparats mit Skepsis entgegen. Sie sitzt da inmitten des Zimmers wie ein Fremdkörper, an den wir uns gewöhnt haben.

Noch fremder, seit ich das Viertel verlassen habe. Ach was, ich habe die Stadt verlassen, weil sich das Viertel in jedem Ort der Stadt spiegelt. Ich saß also nicht gekonnt wie die anderen beiden auf dem Sofa, ich musste mich seltsam krümmen beim Essen, mit dem Teller, der sich in den Schoß schmiegte, und die Gabel zu meinem Mund balancieren. Ich hatte Angst, Flecken zu machen. Da, wo ich hingegangen bin, macht man keine Flecken, weil man nicht zu Abend auf dem Sofa isst. Man sitzt am Tisch und auch da – obwohl der Tisch seine glatte Oberfläche anbietet – gehört es sich nicht, Flecken zu machen.

Ich sitze kurz in der Stille. Stille heißt, dass ich das Schnarchen meiner Mutter höre und den Fernseher aus dem Zimmer meiner Schwester, während sie dazu döst. Die Geräusche des Fernsehers helfen, sie sedieren. Alle schlafen, außer mir. Ja, wenn wir das Dösen schlafen nennen wollen. Die Stille hält uns nur wach. Und wenn wir wach bleiben, kommen die Gedanken so angebrochen, sagen bitte, bitte, kümmere dich um uns. Fordern das ein. Ich muss mir die Pille holen, ich muss sie heute Nacht noch nehmen, sonst wird was in mir wachsen und mich binden, bettelt schon ein Gedanke. Ich gebe es zu: Es war ein Fehler, ich mach's nie wieder ohne. Ich werde nie wieder versuchen, diese Nähe zu finden. Diese dünne Haut an dünner Haut. Ich werde nie wieder glauben, diese Grenze durchstoßen zu können. Jetzt bereue ich es. Aber bitte, jetzt nicht. Fessel mich nicht an dich, Viertel. Lass mich wieder gehen. Ich fasse mir an den Bauch und sage: heute nicht. Heute wird da nichts zu wachsen beginnen und

mich wie einen Brief ohne Nachricht beschweren. Gestern wird das letzte Mal gewesen sein. Ich stehe auf, ziehe mir das Tuch vom Kopf, ziehe mir meinen Hoodie über, fahre mir mit der Hand über die Schläfen, wo mir das Haar noch slick vom Tag klebt. Ich muss nicht nachschauen, welche Apotheke nachts geöffnet hat.

Ich schiebe das Rad meiner Mutter durch den Innenhof. In der Mitte ein Spielplatz, auf dem heute niemand mehr spielt. Ich ziehe die Kapuze über. Ich lege den Schatten über mein Gesicht, ich platziere die Schlappen auf den Pedalen. Ich fahre hastig los, damit das Viertel mich nicht binden kann. Ich bin ein Nachtfalter und der Hoodie ein Umhang, ein Paar Flügel. Ich trete Kreise, produziere Schwingungen und hebe ab in die Lüfte. Schweben zwischen Ästen und Blättern. Ein kleiner, flinker Nachtfalter bin ich auf der Suche nach Licht. Ich bin besser an der frischen Luft, bin besser nicht zwischen Wänden. Da werden die Gedanken einen irgendwann einengen, einen an die Decke treiben, bis man in der Lampe verglüht. Ich werde den Gedanken nichts sagen, ich rede generell nicht mit denen. Ich antworte mit der Pille und hoffe, dass sie die Fresse halten werden.

Es ist windstill in der Allee, die aus dem Viertel führt. Das heißt, die Arme des Windes greifen nach keinem Blatt, sie wenden nichts. Das Licht der Laternen ist dimm und gelb, aber es zieht mich nicht an. Heute gibt es ein Ziel. Das sollte ich nutzen. Hier irgendwo auf dieser Straße endet das Viertel. Hier ist keine Linie oder so gezogen. Man weiß, wenn man es weiß. Wenn man einen Ausgang gefunden hat, merkt man sich, wo es rausgeht. Wenn es anders riecht und die Häuser höchstens zwei Klingelschilder haben. Keine Blocks mehr, weniger Menschen auf mehr Raum. Hier an dieser Stelle beginnen die Leute ruhig zu schlafen, sie schalten den Fernseher zu geregelten Zeiten an. Die Familie meiner Mutter hat ihr damals gesagt: Diese Kinder kommen uns nicht ins Haus. Wir oder diese Kinder? Wir oder diese dunklen Kinder? Wir oder dieser Mann? Treib sie ab, alle gemeinsam. Ersticke im Keim, was da zu wachsen vermag. Sie hat gesagt: Die Kinder, überschritt die Linie und kehrte nicht mehr zurück.

Und es ist passiert, wie es oft passiert: Dem Mann hat dieses Land den Kopf verdreht, wie es vielen hier den Kopf verdreht. Er konnte sich nicht erholen, lief in tausend Richtungen und verschwand dann spurlos. Mutter hingegen ist immer auffindbar. Die Geburten binden einen, selbst, wenn das, was man gebar, um Loslösung bittet. Das Viertel hat fest zugegriffen, hat auch sanft umarmt und du musst für immer deine Dankbarkeit zeigen, indem du bleibst. Das Viertel ist voller Mütter, die blieben. Bleib dem Viertel treu und deine Kinder auch und die Kinder deiner Kinder und so weiter. Das Viertel greift jetzt nicht mehr, denn es ist in die Jahre gekommen. Der Regen hat graue Spuren auf den Hauswänden hinterlassen. Heute ist das

Viertel ruhig, mault vor sich hin. Es unterliegt einer brüchigen Physis. Es hat keine Kraft, festzuhalten. Es bindet mit Worten.

An der Kreuzung biege ich auf die Venloer Straße ab, von hier an nur noch geradeaus. Irgendwo hier gibt es eine weitere Linie. Die Einfamilienhäuser weichen den Altbauten, weichen Kiosken, Imbissen, Restaurants, Bars. Überall verteilt stehen kleine Ansammlungen von Menschen. Junge, meist blasse Menschen trinken ihr Bier, sie sind vor ein, zwei, drei Jahren hierhergezogen. Sie studieren. Sie lieben es hier. Für sie gibt es hier viel zu entdecken. Alle anderen hier versuchen zu schlafen, auch bei ihnen läuft der Fernseher. Ich rase an den Grüppchen vorbei oder klinge sie aus dem Weg. Ich habe dringend etwas zu verhindern, will ich sagen, und ihr steht hier im Weg rum. Ich passe mein Tempo nicht an, ich weiche nicht aus. Das hier war auch mal eins von den Vierteln. Dieses Viertel war mal mit unserem Viertel verbunden. Aber die Leute, die hier damals wachlagen, liegen jetzt in unserem Viertel wach und wenn die Stadt sich entschließt zu wachsen, werden wir alle von dort weiterziehen. Weiter nach Außen, wo Viertel Namen tragen, die untergehen.

Da ist eine Baustelle vor der Apotheke, ich muss absteigen und das Fahrrad zwischen den Zäunen schieben. Ein Typ geht neben mir her, holt auf und überholt mich. Ich kette mein Fahrrad an einen der Zäune und gehe zur Tür. Der Typ steht noch da, er findet die Klingel und drückt. Er schaut zu mir mit seinen dunklen Augen, sie funkeln ohne sein Einverständnis. Er sagt mir, dass ich vor ihm dran wäre. Ich sage: Nein, nein, geh bitte vor. Denn er ist ein Bruder. Er nickt und geht hinein, als eine Frau ihm die Tür öffnet, als bitte sie ihn auf einen Tee hinein. Als er rauskommt, gibt er mir die Tür in die Hand und nickt mir zu. Das Nicken ist ein Gute Nacht, ist ein Danke, ist ein Pass auf dich auf. Ich stehe im hell beleuchteten Laden und bin umzingelt von drei unbesetzten Schaltern. Die Frau lächelt und ich sage: Ich bräuchte die Pille danach. Sie stellt mir die Fragen, die gestellt werden müssen. Ich kenne das Prozedere.

Wann hat der Geschlechtsverkehr stattgefunden?

Gestern, ca. 23.00 Uhr.

Verhütung?

Ungeschützt. Es war ein Unfall. Ich bin nur zu Besuch.

Wann war der letzte Tag Ihrer Periode?

Vor 8 Tagen.

Es ist recht unwahrscheinlich, dass da etwas passiert.

Ich will sagen: Ich kann mir das nicht leisten. Aber ich warte nur.

Aber nehmen Sie eine zur Sicherheit. Wir haben eine, die den Eisprung um 3 Tage verschiebt und eine die den Eisprung um 5 Tage verschiebt.

5 Tage

Der Preis: 30,82 €

Mir kriecht Scham in den Nacken, als ich meine EC-Karte an das Lesegerät halte.

Ich stelle mich an das Fahrrad, öffne die Packung wie ein Ritual, ich breche die winzige Pille aus der Folie. Sie sitzt allein in der Mitte. Ich halte sie ins Licht, um mich ihrer Winzigkeit und gleichzeitig ihrer Wirkung zu überzeugen. Ich lege sie mir auf die Zunge und spüle sie mit Speichel runter. Von der Hand in den Mund. Das ist, was es heißt es, im Viertel zu leben. Nicht, dass das Viertel irgendeine Schuld daran trüge, dass man früh Kinder bekommt und dann bleibt. Das Viertel ist bloß die leere Hülle, in deren Mitte keine Pille wartet. Erleichterung macht sich in mir breit, denn für den Moment darf ich gehen.

Ich steige auf und beginne wieder zu rasen. Ich will diese Leute nicht sehen. Ich will nicht sehen, wie sie in unschuldigen Gruppen stehen und leichtfertig lachen. Ich will keine Entschuldigung hören, wenn sie bemerken, dass sie im Weg stehen. Ich bin kein Nachtfalter, ich bin eine Furie. Ich trage Hass in mir. Mich begleiten Neid und Rachegelüste. Mich plagen Blicke auf der Haut. Mir könnten Flügel aus den Schultern wachsen. Meine Schwingungen sollen sich als Furcht einschleichen in ihr Leben. Ich klettere in niemands Schlaf, ich flattere denjenigen vor die Augen, die nicht schlafen wollen. Sie könnten doch schlafen. Ich bin fest überzeugt, sie haben alles, nur nicht diese Gedanken. Die Stadt teilt sich in zwei Hälften. Die eine bittet um Ruhe, die andere findet so viel Ruhe, dass sie sie nicht mehr braucht.

Ich bin schweißnass, als ich die Linie überquere. Oft denke ich, ich möchte das hier nie mehr verlassen, ich möchte den Untergang erleben, ich möchte darin sterben und ich möchte einen Balkon, von dem ich aufs Wasser schaue und ich möchte nichts sehen außer Wasser. Und ich möchte nichts fühlen, keinen Hass, keinen Neid, keine Rachegelüste.

Ich stelle das Rad ab, wo es vorher gestanden hat. Der Spielplatz im Hof bedarf keiner Überprüfung, ich bleibe trotzdem stehen. Er ist leer. Ich weiß: Das Viertel wird verschwinden, wie Inseln im Meer verschwinden. Kaum merklich steigt das Wasser an und irgendwann ist es von Wasser umgeben. Das Viertel ist eine dieser Inseln im Meer. Aber was macht das schon, die meisten kennen seinen Namen nicht. Der Spielplatz wird leer bleiben, also verlasse ich ihn.

Ich öffne die Tür, Fernsehrauschen und das Schnarchen meiner Mutter bitten mich herein. Ich streife alles ab und lege mich auf das Sofa. Ich schließe die Augen und die Sätze gehen weiter.

(Zusatz zu *Nachtfahrt*, der nicht in der Veröffentlichung enthalten ist)

Ja, gestern Nacht war seltsam. Manchmal habe ich diese Gedanken, die mich zwingen rauszugehen. Sie kommen in der Nacht und werden sich am Morgen verflüchtigt haben. Heute bin ich eine Andere. Man ist immer anders, wenn es hell ist. Heute wird die Zeit nicht reichen für bloße Gedanken, spüre ich. Nein, denke ich, während ich mir die Augen reibe. Ab jetzt muss dem Gedanken muss immer etwas folgen.

Durch die weißen Gardinen sehe ich die Silhouette meiner Mutter auf der Terrasse, sie raucht ihre erste Ration Pall Mall, bevor meine Schwester aufsteht. Eine Zweite wird sie rauchen, während meine Schwester im Café arbeitet. *Sag deiner Schwester nichts*. Ich sehe nicht viel durch die Gardinen, aber ich weiß: sie hat eine Zigarette in der einen Hand und ihr ist es ernst. Mit der anderen Hand fühlt sie die Blätter des kleinen Olivenbaums, der klein bleiben wird, die Blätter der Geranien, der Minze, der Tomatenpflanzen, die kaum Früchte tragen. Sie streicht mit der Hand über diesen kleinen bunten Garten, deren Bewohner Namen sie alle kennt, ein Garten in Töpfen, die auf Beton stehen, den sie seit wir hier hingezogen, heranwachsen lässt und pflegt. Egal, was aus ihm wird. Sie schaut hinauf in den Himmel, und sieht ihn durchkreuzt von den Kabeltragenden Masten der Straßenbahn und sie hört das Quietschen der Bahn, die sich zu weit in die Ecke lehnt, und sie schaut wieder hinunter und es ist eine Überraschung, dass es diesen Garten gibt, als hätte sie ihn nicht selbst geschaffen. Eine Überraschung, wenn man all das hier in und auswendig kennt und aufgehört hat zu fragen, wie es dazu gekommen ist. Hier wächst und gedeiht kaum etwas. Und sie wartet. Sie wartet darauf, dass ich aufstehe. Es ist neun Uhr und sie seit drei Stunden wach. Sie wartet darauf, dass das Bett, auf dem ich liege, wieder zum Sofa wird und sie den Tisch im Wohnzimmer zu ihrem Schreibtisch machen kann. In anderen Worten: Sie wartet darauf, dass ich meinen Arsch hochbekomme. Diese Worte würde sie heute jedoch nicht mehr benutzen und sie würde es im Allgemeinen nicht ansprechen. Sie würde das nie sagen, denn dafür komme ich zu selten zu Besuch und sie hat mich schon zu oft verloren. Sie würde ohne ein Wort warten. Deshalb sage ich es, weil die neuen Generationen immer das aussprechen müssen, was die Vorherigen nicht sagen konnten. Weil, wenn alle vorher geschwiegen haben, muss jetzt eine ganze Generation lang geredet werden. Auf Schweigen folgt reden reden reden. Wir müssen die Worte nachholen. Also flüstere ich mir ruhig, aber eindringlich zu: krieg deinen Arsch hoch.

Ich setze mich auf und als hätte sie es bemerkt, steht sie schon in der Tür zwischen Küche und Wohnzimmer, wünscht mir einen guten Morgen, als wäre ihr Morgen nicht schon lange vorüber und fragt mich, ob ich gut geschlafen habe. Sie ist gestern Abend beim gemeinsamen Fernsehen

eingnickt und als ich sie in ihren leichten Schlummer hinein gefragt habe, ob sie nicht in ihr Bett gehen wollte und es nicht als Frage gemeint habe, wollte sie noch darauf bestehen, dass ich in ihrem Bett schlafe. Sie ist immer bereit, uns etwas zu holen, uns etwas zu kochen, eine Frage zu beantworten, selbst wenn sie genügend anderes zu tun hat, selbst, wenn sie die Antwort nicht weiß. Wie in ewiger Schuld scheint sie allzeit bereit. Und sie verteidigt es.

Die, in der ich wohne

Ich habe lange überlegt, worüber ich diesen Text schreiben soll. Drei Wochen sind nicht viel Zeit für eine Autorin. Ein Gedanke muss ausgewählt werden- nein, es muss ihn erstmal geben, es muss eine Menge gelesen werden. Der Gedanke muss schließlich genährt und mit bereits Gedachtem ausgeschmückt, gestützt, hochgestapelt werden. Er darf nicht roh sein. Ich glaube nicht daran, dass ich etwas Neues erschaffen kann. Etwas, das in mir seinen Ursprung findet und wenn ich es in eine Sprache gehüllt habe, die ebenso wenig meine ist, dass dieses Etwas ausschließlich zu meinem wird. In mir wohnt vieles, das nicht mir gehört. Ich bin ein Konglomerat, sozusagen, eine Ansammlung von denen, die vor und mit mir waren, von denen, mit denen ich tagtäglich spreche und von denen, mit denen ich nicht mehr spreche. Von denen, die mir etwas sagen, ohne dass ich sie danach gefragt habe und von denen, die nicht mehr mit mir sprechen; Von denen, die mich ansehen und ich sie und von denen, auf die ich hoffe, irgendwann zu treffen oder zumindest von ihnen zu hören. Drei Wochen sind nicht viel, sie sind zu kurz für die Beschreibung einer romantischen Beziehung, zu kurz für die Skizze einer Freund*innenschaft, sie sind zu wenig Zeit für das, was eine alleinerziehende Mutter in ihrem Alltag nicht teilen kann. Zu wenig Zeit, um etwas zu beginnen und zu Ende zu führen. Ich kann nur beginnen.

Erst dachte ich, ich würde einen Text über Namen schreiben. Darüber, auf wie viele Weisen die Namen meiner Freund*innen und mein Name falsch geschrieben und gesprochen werden. Wie sich das Falschgeschriebenen und Falschgerufenen werden, in den Körper einschreibt wie eine Erfahrung. Wie man irgendwann von sich selbst denkt, man schreibe sich falsch und alle anderen lägen richtig. Es ist eigentlich eine Winzigkeit: Ein e wird zu einem a, ein n zu einem m, ein y zu einem i. Manchmal verschwindet ein Buchstabe, fällt unbemerkt hinten ab, manchmal erkennt man sich nicht wieder. Wenn ich besonders müde bin, glaube ich, dass diese winzigen Verschiebungen in unseren Namen Zeichen sind. Dass sie etwas sagen wollen. Etwas wie: Wir werden dir nie vollständig das geben, was du willst. Das ist keine Sache des Glaubens. Dann dachte ich, ich sollte über das Buch schreiben, das ich dieses Jahr im August gelesen habe. Die Schriftstellerin Karosh Taha beginnt ihren Roman, mit einem Satz, den ich nicht vergessen kann. Noch weniger, seit ich den Roman beendet habe. Ich möchte wieder anfangen. Der Roman beginnt mit dem folgenden Satz: „Während ich von einer roten Krabbe träume, die von einer roten Krabbe träumt, die von einer roten Krabbe träumt, die von mir träumt, während ich von einer roten Krabbe träume.“ Dieser erste Satz mag unvollständig klingen. Das tut er, weil er zyklisch ist. Er verbindet sich mit dem, womit er begonnen hat. Er geht zurück und vorwärts. In „Die Beschreibung einer Krabbenwanderung“

ist die Krabbe ein Motiv, an dem sich die Erzählung entlanghangelt. Während man in der Gegenwart ist, läuft scheinbar Vergangenes nebenher. Die Krabbe steht für das, was zurückgelassen werden musste und gleichzeitig für etwas – ein Ort könnte man sagen, an den man durch andere Wege unweigerlich zurückkehrt. Die Krabbe sitzt irgendwo, in deinem Auge vielleicht, in deinem Nacken oder unter deiner Haut. Vielleicht sitzt sie gerade auf deinem Arm. Sie zwickt, es könnte wehtun. Vielleicht bemerkst du es nicht, vielleicht entspringt der Stelle ein winziger Tropfen Blut und hinterlässt einen ebenso unscheinbaren Fleck auf deinem Laken. Vielleicht wird es nie einen Fleck gegeben haben, weil das Laken ihn in der nächsten Wäsche freigegeben hat, ohne dir davon erzählt zu haben. Die Protagonistin Sanaa, die zugleich die Erzählerin ist, denkt oft an ihre Großmutter. Sie träumt von ihr, von ihren nassen Zöpfen und ihren warmen Brüsten. Die Großmutter ist anwesend in ihrer Abwesenheit. Ihr hat sie den Titel Mutter gegeben, denn Sanaas Mutter wird von Depressionen gelähmt und Sanaa wird zu der Mutter ihrer Mutter. Dann dachte ich, ich sollte von meiner Großmutter erzählen. Weil die Großmutter so ein Idealtypus ist, über den alle gerne sprechen. Sie ist all das, was ich meine, was die Mutter nie war. Sie ist irgendwie die ideale Mutter, weil sie nur aus einzeln zusammengesetzten Bildern besteht. Weil ich sie mehr durch Erzählungen erlebe und wenn sie gegangen ist, dann hat sie keine Fehler gemacht. Was sollte ich von meiner Großmutter erzählen? Es ist bloß ein paar Jahre her, dass ich sie zum ersten und letzten Mal sah. Sie trug eine Windel, sie brauchte eine Person, die sie beim Gehen stütze. Sie machte unerwartet Witze in Form von kurzen, klugen Kommentaren. Später saß sie auf dem Sofa, während Papa Walter den Broncos beim Verlieren zuschaute. Sie lächelte in die Ferne. In ihren Augen wartete Glanz. Sie war schön und ich hatte gehofft, sie an einem Stück sprechen zu hören. Ich fragte mich, ob in der Frau noch jemand wohnte. Meine Tante sagte, Grammy wüsste, wer ich gewesen sein würde, obwohl ich sie zum ersten Mal gesehen hatte. Meine Tante war sich sicher, dass auch ich in Grammy wohnte. Einmal fragte ich meine Tante, ob sie wisse, woher der Nachname meines Vaters käme. Keines seiner Geschwister heißt so oder hatte je so geheißten. In den sechs Malen, die meine Großmutter geheiratet hat, hat sie diesen nie Namen getragen. In ihrer letzten Heirat ist sie zu ihrem sogenannten Mädchennamen zurückgekehrt. Viele von uns tragen die Namen englischer Siedler. Namen, die auf die Besitzer der Plantagen zurückzuführen sind, auf denen unsere Vorfahren als Sklaven arbeiten mussten. Die Namen, die darauf hinweisen, dass sie zu Dingen, Besitztümern gemacht wurden. Wenn man zum Ding gemacht wurde, wurde man nach dem benannt, in dessen Besitz man war. Da man auch weiterverkauft wurde, änderte sich dementsprechend der Name und da man unabhängig von Verwandtschaft verkauft wurde, wurde ein Ursprung mit der Gewalt überlagert und unkenntlich gemacht. Im Namen steht der

Besitz geschrieben. Über den Namen meines Vaters scheint es keine Informationen zu geben, als wäre er in kein historisches Netz verflochten. Trotzdem erzählt er eine ähnliche Geschichte der Entwurzelung. Als ich meine Tante fragte, woher dieser Name käme, sagte sie: Den hat dein Vater sich ausgedacht. Den Namen gibt es nicht. Ich frage mich, was Grammy hätte sagen können. Irgendwann war ich mir sicher, ich sollte über Namen schreiben. Darüber, dass ein Name mich ruft und dass ein Name verweigern kann, gerufen zu werden. Ich dachte, ich sollte über mich als Frau schreiben. Aber ich habe keine Ahnung, was das ist. Frau, das ist auch ein Name. Frau, das ist ein Name, der gegeben wird. Selten einer, der ruft. Für mich ist es ein Name, den ich mir selbst kaum nehmen kann. Es ist zu viel passiert. Ich dachte, ich sollte über die Beiträge von Performer*in, Aktivist*in und Theoretiker*in Alok Menon schreiben. Menon lässt mich nicht vergessen, dass die Frau eine westliche Erfindung ist und dass diese Erfindung unweigerlich eine koloniale ist. Die Erfindung der Frau ist zugleich eine Erfindung der Hierarchie. Ich dachte, ich müsste das sagen, damit ich nicht vergesse, dass Frau ein Name ist, der gerufen wurde, bis wir nicht anders konnten, als er zu werden. Manchmal lässt man sich gemeinsam rufen. Mehr kann ich dazu nicht sagen. Das hier ist bloß eine Anreihung von Anfängen. Ich beginne und lasse mich selbst irgendwo stehen, denn drei Wochen sind nicht viel für ganze Gedanken. Das hier soll auch eine Anmaßung sein. Ich nehme mir etwas heraus. Ich beginne und höre auf, wann und wie ich will. Und ich beginne von Neuem. Und ich widerrufe. Ich gehe, wenn mir danach ist und ich bleibe, solange ich kann. Denn ich bin doch nur Eine. Eine, die in Einer wohnt, die in einer anderen wohnt, die in einer anderen wohnt, während-

Wir sind Zyklen.

(Dieser Text wurde vorgetragen zur Eröffnung der Feministischen Reihe des Theater Oberhausen am 18.09.2021 – Überarbeitete Fassung 10.12.21)

siebenundzwanzig

Um ungefähr Mitternacht saß sie aufrecht in einem Motelbett, das in der Mitte leicht einsank und dessen Bezug nach chemischer Reinigung roch. K. lag neben ihr auf dem Bauch und schnarchte sanft. Seine dunkle Silhouette deutete ihr an, dass er wie meist seinen Kopf auf den rechten Arm stützte, als wäre dieser ein Kissen. Der Geruch seines Deos hatte sich mit dem staubigen Rotieren der Klimaanlage vermischt. Das weißliche Leuchten ihres Smartphone-Bildschirms löste sich vom restlich verdunkelten Raum und markierte sich selbst als zentrale Figur des Geschehens. Ohne mehr als schwarze Streifen und Punkte auf weißem Hintergrund wahrzunehmen, ließ sie die Schlagzeilen des Kölner Stadtanzeiger, die ersten Sätze der Artikel und das „mehr“, das man anklicken konnte, um weiterzulesen, an ihrem Gesicht vorbeiziehen. Ihr rechter Daumen zog in der Bewegung eines angeborenen Instinkts nach oben und scrollte damit nach unten durch die aktuellen Meldungen. Für gewöhnlich las sie keine Lokalzeitungen, doch es schien sich eine Art heimische Nostalgie breitzumachen, wenn es um Köln ging, ihre Stadt, obwohl Deutschland immer wie ein Land klang, das sie nur besucht hatte. Als sie fast an den Worten *Köln-Ossendorf* vorbeigescrollt hatte, unterbrach ihr Finger seine natürliche Bewegung und zog zurück in die andere Richtung, bis die Schlagzeile in der Mitte des Bildschirms stand. Sie hielt das Handy etwas näher ans Gesicht und kniff der ungewohnten Helligkeit wegen die Augen zusammen.

Köln-Ossendorf: Mann bei Schießerei lebensgefährlich verletzt

Ossendorf. Das ist der Ort, von dem sie spricht, wenn sie von Köln spricht. Vielleicht noch von Bickendorf oder Ehrenfeld, die Venloer Straße mit der Drogerie und den 1-Euro-Läden, wo sie sich als Jugendliche öfters etwas leisten konnte. Ein Lipgloss oder Nagellack. Wenn es gut aussah ein paar Ohrringe bei Bijou Brigitte.

Dass sie aus Ehrenfeld käme, sagte sie nur, wenn sie mit Leuten sprach, die sie dafür bewunderten, dass sie in Köln aufgewachsen war. Aber Ossendorf war den meisten sowieso nicht bekannt oder rief bei anderen eine singuläre Antwort wie „okay“ oder „aha“ hervor. Dort hatte sie bisher den Großteil ihres Lebens verbracht. Mit den Sozialbauwohnungen, den Siedlungen mit den mittlerweile gräulichen Neubauten, den

hallenden Innenhöfen und den Einfamilienhäusern, die man irgendwo auf der anderen Seite der Gleise vermutete. Die Straßenbahn, die direkt vor der Haustür hielt. Und die Vibrationen im Boden, die nur von Besucher*innen wahrgenommen wurden.

Die Siedlung an der Henriette-Ackermann-Straße endete mit einer Sackgasse. Dahinter zog sich ein dunkelgrüner Zaun entlang, dessen Farbe sich mit den wuchernden Brombeerbüschchen vermischte. An dieser Stelle begann der Frühling zu riechen. Früher gab es eine Tür, die meist angelehnt war und man konnte über den verwachsenen Parkplatz gehen, in dessen Mitte vereinsamt ein Wohnwagen stand. Hatte man den gepflasterten Platz überquert, erreichte man die Mauer der Justizvollzugsanstalt. Ging man links entlang, kam man zu den Einfamilienhäusern, die auf der Mauer keine Fenster hatten, nur Hauswände, denen etwas fehlte. Nahm man den Weg in die andere Richtung, gelangte man auf einen kleinen Pfad, der durch ein Gebüsch zum Seilbahnspielplatz führte.

Sie klickte auf „mehr“, um Weiteres zu erfahren. Die Schießerei habe in der Sackgasse der Henriette-Ackermann-Straße stattgefunden. Dort, wo damals kaum ein Auto die Kinder beim Inlinerfahren störte, als sie Kreise zogen und Kaugummi kauten, mit der Mauer im Rücken, die ihr Gelächter von den Männern in der JVA trennte. Manchmal unterbrachen sie das Seilbahnfahren auf dem Spielplatz, um an der Mauer zu stehen, die Hände um den Mund zu formen und langgezogene „Hалlos“ hinüberzurufen. Oft kam ein Gruß wie ein Echo zurück. Doch sie wussten, dass es nicht ihr eigenes Rufen war, das zurückdrang, und sie lachten über das Wissen, dass dort jemand saß, der festsaß und ihren „Hалlos“ ausgeliefert war.

Der Mann, der angeschossen wurde, sei 27 Jahre alt. Ein weißer BMW sei vorgefahren, hatte eine Nachbarin der Zeitung berichtet. Wahrscheinlich die Frau, die bereits vor Jahren warnend im Spalt ihrer vergilbten Spitzengardinen gestanden hatte, wenn auf der Straße gespielt wurde. Wenn es später wurde, öffnete sie das Fenster, beugte sich hinaus, die Brille weit unten auf der Nase sitzend, die weißgeblichenen Haare ins Gesicht fallend und schrie mit rauer Stimme: „Ich ruf die Polizei!“ Beim Weglaufen konnte man ihr Husten hören. Niemand kannte ihren Namen.

Es habe wohl einen Streit gegeben. Kurz darauf einen Schuss. Das Auto sei davongerast,

mitten am Tag. Der tödlich Verletzte hatte keinen Namen im Artikel. Sie begann, jeden Satz von vorne durchzugehen. Einen Laut der Anstrengung von sich gebend, drehte sich K. auf die Seite. Das ganze Bett bewegte sich mit, sodass sie vom Bildschirm aufsehen musste.

„Was machst du denn noch?“, fragte er ungeduldig.

„Nichts, nur noch was lesen.“, entgegnete sie in den dunklen Raum hinein, als wäre sie bei etwas erwischt worden.

„Du musst mal schlafen“, sagte er schon etwas undeutlicher und wenige Minuten später hörte sie ihn wieder regelmäßig surren.

Er war irgendjemand, der siebenundzwanzig Jahre alt war. Die Kugel habe ihn in der Brust getroffen. Da musste eine Menge Blut auf dem Asphalt gewesen sein. So sah sie die Szenerie vor sich. Und ein langanhaltendes Echo in den Hinterhöfen des nächsten Gebäudekomplexes, das ein Rauschen in den Ohren auslöste.

Alle Kinder und Jugendlichen, die in Ossendorf auf den Straßen gespielt hatten, wussten, wie Butterfly-Messer, Totschläger und Schlagringe aussahen. Bei den Älteren erzeugten sie ein Gefühl von Sicherheit, wenn man durch die Siedlungen am Ossendorfer Weg ging oder Leute im Görlinger Zentrum besuchte. Dann befand man sich in einem Gebiet, in dem man nicht jede Person zumindest namentlich kannte. Schusswaffen gehörten nicht nach Ossendorf. Man kannte sie nur aus Geschichten vom Drogenring in Bocklemünd oder von der Rotlichtecke. Niemand erwartete einen Schuss in der Nachbarschaft.

Als sie vor ein paar Wochen mit ihrem Bruder und ein paar Freund*innen auf dem Weg in einen Club waren, holte er kurz vor Beginn der Schlange der anstehenden Menschen seinen Totschläger aus der Tasche. Ihre Freundinnen schauten erstaunt in ihre Richtung. Doch sie sagte nichts, als er ihn einmal ausstreckte, wieder zusammenklappte und ihn daraufhin im Gebüsch platzierte. Sie sollte ihn daran erinnern, dass er ihn auf dem Nachhauseweg wieder einsammelte.

Letzten Monat ist er siebenundzwanzig geworden. Er lebte heute noch in Ossendorf, in derselben Straße wie damals, zwei Straßen von der Sackgasse entfernt. Auch er hing dort als Jugendlicher mit seinen Leuten ab und alle ignorierten ihre jüngeren Geschwister, wenn diese vor ihren Augen herumalberten. Er und seine Freunde saßen entweder auf den

Bänken eines Spielplatzes in einem der Innenhöfe oder sie lehnten an der Wand zur neuen, großen Garage. Wenn es dunkler wurde, pufften sie gemeinsam eine Zigarette, die man am Kiosk in der nächsten Siedlung für zehn Cent pro Stück kaufen konnte.

Sie weiß nicht, wo er war, als sie mit Mike auf den Schaukeln saß und er sie lachend „N-Wort-Lippe“ nannte. Auch war er nicht dabei, als Tayfun vor allen sagte: „Du bist was. Wenn du vierzehn bist, dann ficke ich dich.“ Das erzählt sie nicht, weil sie es als Kompliment genommen hatte. Nur verschwommen konnte sie sich erinnern, wie sie dabeistand, als ein paar Kinder abwechselnd mit einer Soft-Air die gelben Kügelchen auf eine dicke Ratte vor den Mülltonnen an der großen Wiese schossen. Das Tier bewegte sich nur langsam, eingeengt im Halbkreis markiert durch ein breites Gitter von Beinen und Turnschuhpaaren. Die meisten wandten vor Schreck das Gesicht ab oder schrien kurz auf, als eine Kugel eines der Augen traf, doch die meisten blieben stehen. Auch dabei wusste sie, dass das nichts war, was man zu Hause erzählte.

Für sie war es das erste Mal in den USA. Ihr Bruder ist bisher noch nicht dort gewesen.

Was er da sollte, erwiderte er, wenn sie von einem zukünftigen Besuch träumte.

„Naja, irgendwie kommen wir doch daher, oder?“

„Ja, und? Alle kommen irgendwo her. Heißt nicht, dass man auch dahin zurücksollte.“

Sie hatte ihren Blick vom Bildschirm abgewandt und zu den Bewegungen der Gardinen vor dem Fenster geschaut. Diese ließen ein wenig gelbes Licht der Straßenlaterne durch, während die Klimaanlage kühle Luft in den Raum entließ. Sie begann leise darüber zu lachen, dass sie plötzlich einen solchen Gedanken dachte. Fast unmerklich schüttelte sie dabei den Kopf. Doch das nun Trockene auf ihrer Zunge konnte nicht ganz heruntergeschluckt werden. Ihr Finger, zurück auf der Fläche, hinterließ feuchte Flecken auf dem Bildschirm. Sie scrollte zurück nach oben zum Titel der Meldung, dann wieder langsam hinunter. Noch einmal scannte sie den Text nach weiteren Informationen. Flüchtig schaute sie zu K. hinüber, der still dalag. Nicht unter Beobachtung zu stehen erleichterte sie von dem Gefühl, irrational zu sein. Eilig gab sie die ersten drei Buchstaben seines Spitznamens in die Suchleiste ein, wählte seinen Namen und klickte auf den grünen Miniaturhörer. Den oberen Teil des Handys an das Ohr haltend, während der Rest des Geräts in einem schmalen spitzen Winkel von ihrer Wange abstand, neigte

sie den Kopf weiter zum Bettrand. Der Freitag schien den gesamten Raum einzunehmen und sich schließlich durch die schmalen Löcher der Klimaanlage hinaus in die Welt von Flagstaff, Arizona zu pressen. Ein Gefühl von Scham schlich sich an, als sie daran dachte, wie sie und K. heute noch mit ihren festen Stiefeln und einem Rucksack hinunter in den Grand Canyon gewandert und wieder hinaufgestiegen waren. Die Sonne hatte stark geschienen, weshalb sie beide im Gesicht und auf den Oberarmen einen Sonnenbrand hatten. Sie hatte einen Abdruck ihres Stirnbandes im Gesicht wie eine Touristin. Der Ton wurde durch die Mailboxansage beendet. Sie wählte noch einmal, doch wieder kam die Mailbox. Sie rechnete nach: In Deutschland war es nun neun Uhr morgens. Ihr Bruder war niemand, der an einem Samstagmorgen um neun Uhr wach sein würde, dachte sie und hinterließ keine Nachricht. Sie legte das Handy auf den Nachttisch neben sich und rückte im Bett weiter nach unten, tief unter die Decke.